

Enrica Fantino

Je näher ihm, desto vortrefflicher

Transformationen der Antike



Herausgegeben von

Hartmut Böhme, Horst Bredekamp, Johannes Helmrath,
Christoph Markschies, Ernst Osterkamp, Dominik Perler,
Ulrich Schmitzer

Wissenschaftlicher Beirat

Frank Fehrenbach, Niklaus Largier, Martin Mulsow,
Wolfgang Proß, Ernst A. Schmidt, Jürgen Paul Schwindt

Band 42

Enrica Fantino

***Je näher ihm,
desto
vortrefflicher***

Eine Studie zur Übersetzungssprache und -konzeption
von Johann Heinrich Voß anhand seiner frühen Werke

DE GRUYTER

Dieser Band wurde gedruckt mit Mitteln, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft dem Sonderforschungsbereich 644 „Transformationen der Antike“ zur Verfügung gestellt hat.

ISBN 978-3-11-047346-9

e-ISBN (PDF) 978-3-11-047486-2

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-047388-9

ISSN 1864-5208

Library of Congress Control Number: 2022942719

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im September 2014 an der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig als Dissertation eingereicht und für den Druck nochmal leicht überarbeitet und aktualisiert. Ihre Entstehung geht auf meine Zeit als Stipendiatin und dann Assistentin am Institut für Klassische Philologie der Universität Leipzig zurück; entscheidende Impulse für ihre Ausführung erhielt ich als Mitarbeiterin am Teilprojekt B7 „Übersetzung der Antike“ des Berliner Sonderforschungsbereichs 644 *Transformationen der Antike*.

An erster Stelle möchte ich meinem Doktorvater, Prof. Dr. Kurt Sier, herzlichst danken: Er hat meine Arbeit über mehrere Jahre mit unermüdlicher Geduld und inspirierenden Anregungen begleitet, meine Sicht auf die antike Literatur und ihre Nachwirkung nachhaltig beeinflusst und mich während der Assistenzzeit an seinem Lehrstuhl auf vielfältige Art und Weise gefördert. Ohne seine beständige, stets warmerherzige Unterstützung wäre die Realisierung dieses Projekts wahrlich nicht möglich gewesen. Herrn Prof. Dr. Ulrich Schmitzer bin ich für die Übernahme des Zweitgutachtens, die kontinuierliche herzliche Bestärkung während meiner Mitarbeit am SFB 644 und in der Zeit nach meiner berufsbedingten Rückkehr nach Leipzig und die Beratung als Mitherausgeber der Reihe *Transformationen der Antike* tiefst verbunden.

Danken möchte ich außerdem Prof. Dr. Wolfgang Rösler, der zusammen mit Professor Schmitzer das Teilprojekt „Übersetzung der Antike“ geleitet und meine Arbeit am Berliner Forschungsverbund intensiv betreut hat, sowie den KollegInnen und Kooptierten aus dem SFB-Kreis, insbesondere Dr. Roland Baumgarten, PD Dr. Lutz Bergemann, PD Dr. Nina Mindt, Antonia Renz, Dr. Kai Schöpe, Dr. Anja Staderer, Dr. Ulrike Stephan (†) und Dr. Johann Martin Thesz für einen weit über den kollegial-fachlichen Rahmen hinausgehenden Austausch. Sie werden in dieser Arbeit viele ihrer Anstöße und Ideen wiederfinden. Kaum angemessen kann ich außerdem die Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, die ich hierbei Dr. Josefine Kitzbichler, Dr. Katja Lubitz und Dr. Thomas Poiss entgegen bringe: In den Jahren unserer Zusammenarbeit unterstützten sie mich unentwegt, mein Verständnis von literarischer Übersetzung wurde von ihnen maßgebend geprägt. Darüber hinaus bin ich Dr. Josefine Kitzbichler für ihren umfassenden Beistand bei all den damaligen Projektangelegenheiten und Publikationsprojekten zum besonderen Dank verpflichtet, unter anderem aber auch für die Nachsicht und Hilfe, die sie mir als Kollegin in mancher schwierigen Zeit erwies.

Den MitarbeiterInnen der Eutiner Landesbibliothek, die für mich im Laufe der Jahre zu einem zweiten Lebensmittelpunkt geworden ist, und den Mitgliedern der ebenfalls in Eutin angesiedelten Voß-Gesellschaft soll an dieser Stelle ebenfalls für die langjährige Beratung herzlich gedankt werden. Dr. Frank Baudach, Leiter der besagten Bibliothek, führte mich in das Studium des Voßischen Werkes ein, dank seiner Ermutigung fasste ich überhaupt den Entschluss, mich auf ein Promotionsstudium in Deutschland zu bewerben. Silke Gehring, Vorsitzende der Voß-Gesellschaft,

unterstützte mich ebenfalls wissenschaftlich und persönlich: Ihnen beiden bin ich für die Ratschläge im Bereich der Voß-Forschung und ihre wundervolle Freundschaft sehr dankbar.

Das Leipziger Institut für Klassische Philologie und Komparatistik hat mich mit außergewöhnlicher Wärme aufgenommen und stets in allen Vorhaben bestärkt. An dieser Stelle seien Prof. Dr. Marcus Deufert, der u. a. mehrere Gutachten im Rahmen meiner Stipendienbewerbungen verfasst hat, und Prof. Dr. Foteini Kolovou, die mir beim Promotionsverfahren mit Rat und Tat zur Seite stand, besonders gedankt. Meine lieben InstitutskollegInnen Anja Arndt, Vincent Graf, Prof. Dr. Peter Grosardt, Stephan Jödicke, Dr. Melissa Kunz, Dr. Henning Ohst, Dr. Silvia Ottaviano, Kevin Protze und PD Dr. Ute Tischer haben mit Kritik und Anregung meine Forschung vorangetrieben. Ein besonderer Dank gilt Dr. Eva Wöckener-Gade, die mir seit dem ersten Tag meiner Promotionszeit in Deutschland kollegial und freundschaftlich bedingungslosen Rückhalt gegeben hat, und Dr. Jonas Schollmeyer, der in den Jahren unserer engen Zusammenarbeit mir sehr häufig den Rücken freigehalten und mich durch unzählige Gespräche immer wieder motiviert hat.

Die Mühe des Korrekturlesens haben in den unterschiedlichen Bearbeitungsphasen viele Menschen auf sich genommen, so etwa Friederike Dahms, Annette Geßner, Iris Münzner, Dr. Henning Ohst, für die Redaktion und die Herstellung des Dissertationsmanuskripts vor allem aber Katharina Geßner, die mir eine unentbehrliche Stütze war. Tommaso Graiff, Andreas Heinichen und Paula Schäller unterstützten mich mit größter Sorgfalt bei der Vorbereitung der Drucklegung und der Herstellung des Registers. Ihnen allen sei herzlichst gedankt. In diesem Zusammenhang seien besonders Kevin Protze genannt, der mich bei der Endredaktion begleitet und wertvollste Ratschläge gegeben hat, und PD Dr. Philip Schmitz, ohne dessen großartige Unterstützung ich den Mut zur Abgabe verloren hätte.

Der *Deutsche Akademische Austauschdienst* und die Begabtenförderung *Cusanuswerk* haben mich durch Stipendien gefördert und dadurch erst das Entstehen der vorliegenden Arbeit ermöglicht. Für die Gewährung eines großzügigen Kostenzuschusses möchte ich mich beim SFB 644, vor allem in der Person seines Sprechers, Prof. Dr. Johannes Helmrath, herzlichst bedanken. Es seien an dieser Stelle ebenfalls Prof. Dr. Günter Häntzschel und Prof. Dr. Andrea Rudolph dankbar genannt, die freundlicherweise die Gutachten für die Drucklegung übernommen haben. Dem Verlag de Gruyter, hierbei insbesondere Frau Carla Schmidt, bin ich für die geduldige und äußerst herzliche Beratung ebenfalls sehr verbunden.

Abschließend möchte ich die Freundinnen und Freunde aus der Heimat erwähnen, die mit ihrer steten ‚Präsenz aus der Ferne‘ zur Fertigstellung der Arbeit entscheidend beitragen haben, vor allem Nelsi Furtado, Luca Monticone, Debora Russo, Chiara Sorba, Anna Toscano und meine Geschwister Renato und Paolo.

Meine Eltern Giovanna Varaia und Franco Fantino haben mir die besten Bedingungen geschaffen, um meinen Interessen nachzugehen, und mich dabei unaufhörlich ermutigt: Ihnen sei diese Arbeit in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

Leipzig, im Juni 2022
Enrica Fantino

Inhaltsverzeichnis

Vorwort — V

Einleitung — 1

Teil 1: Das Übersetzungswerk von Johann Heinrich Voß: literaturgeschichtliche Kontextualisierung und methodische Vorbemerkung

- 1 Die Homer-Übersetzung von Johann Heinrich Voß: ein exemplarischer Fall von Transformation der Antike — 11**
 - 1.1 Übersetzungstheoretische Kontexte vor Voß — 13
 - 1.2 Übersetzerische Modifikation und Aneignung homerischer Dichtung am Ende des 18. Jahrhunderts: der Voßische Homer — 25
 - 1.3 Reaktionen auf Voß' Homer-Übersetzung — 32
 - 1.4 Homers Dichtung als „Dolmetscherin der Weisheit“ — 39
- 2 Methodologische Hinweise — 46**
 - 2.1 Anwendungsmöglichkeiten der Übersetzungsforschung — 47
 - 2.2 Transformationsorientierte Perspektive der Untersuchung — 53
 - 2.3 Übersetzungsanalyse und Voß' Frühwerk — 57

Teil 2: Die Jugendübersetzungen von Johann Heinrich Voß

- Johann Heinrich Voß als Übersetzer antiker Lyrik — 75**
 - 1 Der junge Voß als Student an der Göttinger Universität — 76
 - 2 „Ich umarme dich mit Bundestreue“: Freundschaftsverständnis im Zeichen eines kollektiven Dichtungsideals — 80
 - 3 Das Verhältnis des Göttinger Dichterbundes zu Friedrich Gottlieb Klopstock — 87
 - 4 Voß' Wirken als Mitglied des Göttinger Dichterbundes — 98
 - 4.1 Bedeutung der Göttinger Jahre für den jungen Voß — 99
 - 4.2 Dichtung als *labor limae* — 103
 - 4.3 Sendungsbewusstsein zum Aufbau eines protestantisch-aufgeklärten Sprach- und Dichtungsmodells — 106
 - 4.4 Spracharbeit und Übersetzung — 109
 - 5 Kontexte der Horaz-Rezeption und -Aneignung im 18. Jahrhundert — 112

6	Kontexte der Pindar-Rezeption und -Aneignung in der Geniezeit am Beispiel Klopstocks —	127
7	Horaz' <i>carmen</i> I 31 in der Übersetzung des jungen Voß —	132
8	Charakteristika der Horaz-Übersetzungen des jungen Voß —	174
8.1	„Hertzrühende Schreibart“ und Voß' Übersetzungsmethodik —	176
8.2	Metrische Nachbildung —	180
8.3	Wiedergabe der ausgangssprachlichen Informationsstruktur —	182
8.4	Lexikalische Entscheidungen —	186
8.5	Transponierende Eingriffe —	189
8.6	Typologisierung des Voßischen Horaz —	192
9	Die Pindar-Übersetzungen des jungen Voß —	193
9.1	Pindars vierte <i>Olympie</i> in Voß' Jugendfassung —	197
9.2	Pindars erste <i>Pythie</i> in Voß' Jugendfassung —	241

Resümee —	257
-----------	-----

Anhang: Synopse der Übersetzungsbeispiele —	265
---	-----

Literaturverzeichnis —	299
------------------------	-----

Personenregister —	321
--------------------	-----

Einleitung

Homer ist, wie in der Erfindung, die den Übersetzer nichts angeht, so in der Darstellung das höchste Ideal, bis auf die feinsten Grazien des Ausdrucks, der Wortfolge, des Periodenbaus, des Klangs und der Bewegung. Je näher ihm, desto vortreflicher. Ihn übertreffen zu wollen, ist die Frechheit des gefallenen Engels, es zu wähen, seine Verfinsterung.

(Johann Heinrich Voß an Johann Wilhelm Ludwig Gleim; Eutin, den 5. Jan. 1787)

„Je näher ihm, desto vortreflicher“: so Johann Heinrich Voß¹ in einem Brief aus dem Jahr 1787. Voß, der als sprachmächtiger Homer-Übersetzer in die Literaturgeschichte eingegangen ist, hält hierbei den Kern seiner Übersetzungspoetik in prägnanter Knappheit fest. Diesem kurzen Abschnitt ist die sprachmimetische Absicht abzulesen, welche – wie die maßgebende Habilitationsschrift von Günter Häntzschel (1977) dargelegt hat² – bereits die *Odüßee* 1781 (so die Originalschreibweise) prägte, aber erst in dem gesamten Homer (1793) und in den weiteren überarbeiteten Auflagen (nach 1793 noch 1802, 1806, 1814, 1821) von Voß konsequent verfolgt wurde. Zugleich wird lapidar deutlich, welches Antike-Verständnis seine Übersetzungskonzeption beeinflusste: Die homerischen Epen galten Voß als „höchste[s] Ideal“, als überzeitlicher Kanon; der verehrende, gar emphatische Zugang zu Homer stellt den Leitfaden der übersetzerischen *Transformation* dar. Solch ein normatives Verständnis von antiker Literatur steht zwar im Widerspruch zu der hermeneutisch-historischen Methodenbildung, welche die altphilologische Diskussion zur Wende ins 19. Jahrhundert neu begründete, umreißt aber umso markanter die theoretische Ausrichtung Voß', der sich sonst nur selten zum Problem des Übersetzens und zu seinen eigenen Übersetzungsprinzipien äußerte. Voß' eigene Übersetzungspraxis untermauert aber das in der Formulierung „je näher,

1 Zu Voß' Werdegang sei auf die zwar veraltete, aber nach wie vor maßgebliche dreibändige Biographie von Wilhelm Herbst hingewiesen (vgl. Herbst [1872], [1874], [1876]). Vgl. außerdem die Zeittafel in der kommentierten Werkauswahl von Adrian Hummel ([1996], 543–549), die biographische Darstellung von Frank Baudach im Ausstellungskatalog von Baudach/Pott ([2020], 13–19) und die Studie von Adrian Hummel im Ausstellungskatalog von Mittler/Tappenbeck (Hummel [2001], 137–167), die das Voßische Werk biographisch und literaturgeschichtlich kontextualisiert und auch vor dem Gesichtspunkt seiner Wirkungsgeschichte untersucht.

2 Johann Heinrich Voß. *Seine Homer-Übersetzung als sprachschöpferische Leistung*, München 1977 (in der vorliegenden Einleitung werden die Titel der Werke, auf welche ich mich grundlegend für meine Argumentation stütze, vollständig angegeben). Diese Schrift, in welcher erstmalig Voß' Homer-Übersetzungssprache (*Odüßee* 178, *Homers Werke* 1793) systematisch untersucht wurde, ist maßgebend für das Verständnis des Voßischen Übersetzungswerkes und stellt auch darüber hinaus einen unerlässlichen Bezugspunkt für Übersetzungswissenschaftler und -historiker jeglicher fachlichen Provenienz dar. Vgl. außerdem Häntzschel (1983) zu deutschen Homer-Übersetzungen im 19. Jahrhundert, u. a. in ihrem Verhältnis zu Voß' epochaler Übersetzungsleistung; Häntzschel (2010), Nachwort zur Reclam-Textausgabe der Voßischen Homer-Übersetzung aus dem Jahr 1821; Häntzschel (2011) zu deutschen Homer-Übersetzungen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert; Häntzschel (2014) zum Homer-Verständnis im 18. Jahrhundert und darauf aufbauend zu Goethes Homer-Rezeption in seiner homerisierenden Dichtung *Hermann und Dorothea*.

desto vortreflicher“ angelegte Gebot einer bedingungslosen Anlehnung an den grammatischen, lexikalischen, stilistischen und metrischen Duktus der Originalvorlage.³ Mit dieser sprachmimetischen Übersetzungsmethode verwirrte Voß zunächst die zeitgenössische Öffentlichkeit, welche seine klassizistisch geformte Übersetzungssprache als „griechenzendes Deutsch“⁴, so Wielands berühmte Formulierung, wahrnahm. Die befremdeten Reaktionen hielten Voß aber nicht davon ab, kontinuierlich an seiner Übersetzungssprache weiter zu feilen. Denn Voß' Übersetzungsmethodik war nicht nur sprachschöpferischen Absichten verpflichtet, sondern auch einer kulturpädagogischen Zielsetzung, welche er bedingungslos verfolgte. Die Forderung nach einer radikalen Originalnähe diente in Voß' Perspektive zur einprägenden Vermittlung der ethischen Werte – der „unsterbliche[n] Wahrheiten“⁵ – der Antike und war somit ein Zeichen seines idealisierenden Zugangs zu den homerischen Epen. Auch das metrische Nachahmungspostulat ist vor dem Hintergrund eines solchen erzieherischen Programms zu sehen. Das als überzeitlich aufgefasste Homer-Ideal sollte nämlich durch das Leitbild der nachgebildeten Hexameter erreicht werden, die jeglicher zeitlichen Veränderung enthoben sind und im Rahmen einer abgewogenen Deklamation auf die des Griechischen unkundigen Leser einwirken können; daraus entstand die „Übersetzung fürs Ohr“⁶, die dem Weimarer Kreis bei Voß' Besuch im Jahre 1794 imponiert hatte.⁷

In der vorliegenden Studie sollen die literaturtheoretischen und -geschichtlichen Hintergründe beleuchtet werden, vor welchen sich Voß' kulturpädagogisches Übersetzungsideal entfalten konnte. Zunächst ausgehend vom Homer-Übersetzungsprojekt, welches 1793 in der Veröffentlichung einer Gesamtübersetzung kulminierte, wird der Blick rückwärts auf die bisher weitgehend unerforschten Jugendübersetzungen Horazischer und Pindarischer Lyrik gelenkt, die von Voß während seiner Studienzeit in Göttingen (1772–1775) verfasst wurden. Göttingen war zu der Zeit eine Werkstatt altphilologischer Studien, man denke hierbei insbesondere an Christian Gottlob Heynes Wirken. An seinen Seminaren nahm Voß teil, engagierte sich aber vor allem außerhalb des akademischen Rahmens als Mitglied der Dichtergruppe, die in der Literaturgeschichte als *Göttinger Hain* bekannt ist. Neben den Gedichten, die die Jünglinge vor

3 In diesem sprachmimetischen Übersetzungskonzept könnte man einen Widerhall des Bildungsideals erkennen, welchem im ausgehenden 18. Jahrhundert eine zentrale Bedeutung zukam. Dies fand seine wirkungsvollste Darstellung in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*: Durch unzählige Begebenheiten und Begegnungen mit unterschiedlichen Figuren (von denen eine bezeichnenderweise „der Fremde“ heißt) durchlebt und vollendet der Protagonist des Romans seinen Bildungsprozess. Ein ähnliches Verfahren durchläuft Voß' Übersetzungssprache: Durch den Kontakt zum 'Fremden', d. h. vor allem der homerischen Sprache, verwandelte sie sich und übernahm allmählich eine 'neue' Form.

4 Wieland, *Die Musenalmanache* (1797), 170.

5 Voß, [Rez.] *Lehr-Plan für alle kurpfälzbayerischen Mittel-Schulen* (1805), 269.

6 Böttiger, *Literarische Zustände und Zeitgenossen*, ed. Gerlach/Sternke (1998), 410.

7 Zu Voß' berühmtem Vortrag aus seiner Homer-Übersetzung im Kreis von Goethe, Herder, Wieland, Böttiger und Knebel vgl. Singer (2005), Korten (2015).

allem in dem *Musen Almanach* von Heinrich Christian Boie veröffentlichten, sind zwei handschriftliche Dokumente erhalten, die die Tätigkeit der jungen Dichter dokumentieren: Das *Bundesbuch* (ed. Kahl),⁸ ein gemeinsam erarbeitetes Register mit der Aufzeichnung der für würdig gehaltenen Gedichte der Jünglinge, und die Gedichtsammlung *Für Klopstock*⁹ (die Texte, die in der vorliegenden Arbeit untersucht werden, stammen hauptsächlich aus diesen handschriftlichen Sammlungen). Ausgangspunkt der Untersuchung stellt die These dar, dass Voß' Tätigkeit als Mitglied des *Göttinger Hains* weit über den dichterischen, bekanntlich im Zeichen der Klopstock-Poetik stehenden Eifer hinausging und ansatzweise bereits dem künftigen, normativen Antike-Ideal verschrieben war. Um dies nachzuweisen, ist die Arbeit in zwei Teile geteilt, von denen der erste die literaturgeschichtlichen und übersetzungstheoretischen Grundlagen darlegt, auf welche sich die Untersuchung der Voßischen Jugendübersetzungen im zweiten Teil stützen wird.

Ein kurzer Überblick soll nun die Struktur der Arbeit aufzeigen. In einer einleitenden Sektion wird die Entstehungsgeschichte des Übersetzungswerkes Voß' diachronisch skizziert. Einer Besprechung der übersetzungstheoretischen Ansätze, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts – also vor dem Erscheinen der Voßischen Homer-Übersetzung – herauskristallisiert haben (Teil 1, Kap. 1.1), folgt die Darstellung des Umbruches, den die *Odüſsee* 1781 und ihre Umarbeitung 1793 in der deutschen Übersetzungskultur einleiteten (Teil 1, Kap. 1.2–3). Daran schließen einige Bemerkungen zur pädagogischen Ausrichtung des Voßischen Übersetzungskonzeptes an (Teil 1, Kap. 1.4). Die aus diesen Kapiteln gewonnenen Erkenntnisse sollen als rückwirkende Kontrastfolie die Analyse der Voßischen Jugendübersetzungen begleiten.

Im Hinblick auf verwendete Begrifflichkeiten sei vorweggenommen, dass ich im Rahmen dieser Arbeit zu Voß' Jugendwerk die Übersetzungen zähle, die in der Zeit vor 1781 – dem Erscheinungsjahr der *Odüſsee* – verfasst wurden, zum Alterswerk diejenigen, die nach 1793 erschienen, also nach der Veröffentlichung des gesamten Homer. Dazwischen liegt eine Übergangsphase, in der Voß an der Übersetzung von Vergils *Georgica* (1789 erschienen) arbeitete: Die Beschäftigung mit Vergils Hexametern führte ihn zur strenger Beachtung antiker Hexameterregeln und beeinflusste zugleich eingehend die Überarbeitung der *Odüſsee*. Nach der Veröffentlichung von *Homers Werken* im Jahr 1793 wurde das Nachahmungspostulat von Voß zwar immer strenger angewandt, erlebte aber keine gravierende Akzentverschiebung mehr. All diese Erkenntnisse (und somit auch meine diachronische Unterscheidung) gehen auf die Studien

⁸ Die vollständige Textausgabe des *Bundesbuches* der Göttinger Dichter legte erstmalig Paul Kahl vor (*Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition – Historische Untersuchung – Kommentar*, Tübingen 2006).

⁹ Ediert von Anton Lübbering (Anton Lübbering, „Für Klopstock“. Ein Gedichtband des Göttinger ‚Hains‘, 1773: nach der Handschrift im Hamburger Klopstock-Nachlaß, zum erstenmal herausgegeben, Tübingen 1957).

von Alfred Kelletat (1949)¹⁰ und vor allem Günter Häntzschel (1977)¹¹ zurück. Ich bin ebenfalls den Untersuchungen von Helmut J. Schneider, Marion Marquardt, Olav Krämer, Adrian Hummel und Axel E. Walter¹² stark verpflichtet, welche ergänzend zu Kelletat und Häntzschel gezeigt haben, dass die von Voß in seiner Homer-Übersetzung geleistete Spracharbeit mit kulturpädagogischen Absichten einherging.

Abgerundet wird der erste Teil durch eine kursorische Darlegung der theoretischen Ansätze, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen. Ausgehend von einigen Überlegungen zu den Anwendungsmöglichkeiten der modernen Übersetzungsforschung (Teil 1, Kap. 2.1) soll gezeigt werden, dass eine transformationsorientierte Übersetzungsanalyse – gemäß dem Konzept der *Transformation*¹³ des Berliner Sonderforschungsbereich 644 „Transformationen der Antike“ – am geeignetsten ist, um dem Wechselspiel zwischen Modifikation und Aneignung Rechnung zu tragen, welches jegliches Übersetzungsverfahren prägt (Teil 1, Kap. 2.2). Daraufhin wird die spezifische Ausrichtung der übersetzungsanalytischen Methode, die ich auf Voß' Jugendübersetzungen anwende, vor dem Hintergrund einer transformationsorientierten Übersetzungskonzeption erläutert (Teil 1, Kap. 2.3).¹⁴ In diesem Zusammenhang finden translatologische Begrifflichkeiten wie *Darstellung*, *Äquivalenz*

10 Alfred Kelletat, *Voss und die Nachbildung antiker Metren in der deutschen Dichtung. Ein Beitrag zur deutschen Versgeschichte seit Klopstock*, Diss. Tübingen 1949 [masch.].

11 Vgl. oben Anm. 2.

12 Vgl. jeweils: Helmut H. Schneider, „Johann Heinrich Voß und der Neuhumanismus“, in: *Johann Heinrich Voß (1751–1826). Beiträge zum Eutiner Symposium im Oktober 1994*, hg. von Frank Baudach und Günter Häntzschel, Eutin 1997, 207–218; Marion Marquardt, „Johann Heinrich Voß – ein Bürger ohne Republik“, in: *Johann Heinrich Voss. Kulturräume in Dichtung und Wirkung*, hg. von Andrea Rudolph, Dettelbach 1999, 1–18; Olav Krämer, „... der Zeit entflohn“ – Das Zeitliche und das Ewige in der Geschichtsauffassung von Johann Heinrich Voß“, in: *Johann Heinrich Voß. 1751–1826. Idylle, Polemik und Wohllaut*, hg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck, Göttingen 2001, 215–261; Adrian Hummel, „Johann Heinrich Voß: Odüsee 1781 – Von der homerischen zur bürgerlichen Gesellschaftsutopie“, in: *Odysseen 2001. Fahrten – Passagen – Wanderungen*, hg. von Walter Erhart und Sigrid Nieberle, München 2003, 51–70. Hinzu kommt die wertvolle Studie von Axel E. Walter, „Die literatursprachliche Konzeption von Johann Heinrich Voß“, in: *Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause: Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß*, hg. von Hans-Joachim Kertscher und Andrea Rudolph, Dettelbach 2014, 129–155. Walters Aufsatz, der mir erst nach Abschluss des Promotionsverfahrens bekannt wurde, untersucht Voß' Verständnis von Nationalsprache im Unterschied zu seinen Zeitgenossen, insb. Johann Christoph Adelung, und erweist Voß' Verpflichtung zum Gedankengut des Humanismus; die kulturpädagogische Zielsetzung des Voßischen Übersetzungsprojekt wird ausführlich in ihrer Verbindung zu Voß' gesamter literatursprachlicher Konzeption thematisiert.

13 Hartmut Böhme, Lutz Bergemann, Martin Dönike, Albert Schirrmeister, Georg Toepfer, Marco Walter, Julia Weitbrecht (Hgg.), *Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels*, Paderborn 2011.

14 Insbesondere wird hierbei auf folgendes Instrumentarium Bezug genommen, welches auf Anregung von Dr. Thomas Poiss entstand: Thomas Poiss, Josefine Kitzbichler und Enrica Fantino, „Reflexionen über ein mögliches Instrumentarium zur Analyse von Übersetzungen griechischer und

und *translation shift* ebenfalls Berücksichtigung. Diese Kapitel spiegeln meine Arbeit am Projekt „Übersetzung der Antike“ des genannten Sonderforschungsbereiches 644 wider. Obwohl die gesamte Konzeption und einzelne Teile der vorliegenden Dissertationsschrift bereits vor dieser Zeit vorlagen, prägten die in Berlin gewonnenen Erkenntnisse ihre endgültige Niederschrift und werden daher im Rahmen eines eigenen Arbeitsteils dargestellt.

Im zweiten Teil der Arbeit stehen Voß' Übersetzungsproben aus der Göttinger Zeit im Vordergrund. Zunächst wird die dichterische Tätigkeit des *Göttinger Hains* literaturgeschichtlich verortet. Das Spezifikum dieses dichterischen Freundeskreises, dem unter anderem Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Johann Martin Miller, die Geschwister Christian und Friedrich Leopold Grafen von Stolberg angehörten, wurde häufig in der von Klopstock geleiteten Aufarbeitung germanisch-patriotischer Thematik gesehen. Die Anlehnung an Klopstock, den die jungen Dichter als *vates* verehrten, ist zwar unbestritten, machte jedoch nur einen Teil der durchaus heterogenen Poetik des Bundeskreises aus, die daher in ihren Hauptzügen besprochen werden soll (Teil 2, Kap. 1–3).¹⁵ Daran schließt die Beschreibung des eigenen Engagements des jungen Voß als Mitglied des Hainbundes (Teil 2, Kap. 4): In seiner Tätigkeit im Rahmen des Göttinger Freundeskreises kristallisierten sich einige Tendenzen heraus, die wiederum mit konstitutiven Aspekten seines späteren Übersetzungswerkes auffällig konvergieren; so ist beispielsweise ein starkes Sendungsbewusstsein zum dichterischen Aufbau eines protestantischen, aufgeklärten Deutschlands, welches sich über die römisch-katholischen Kulturnationen erheben sollte, bereits sehr deutlich. Im Sinne der Lutherischen Tradition erkannte Voß allmählich in der Übersetzungstätigkeit den Bereich, in dem er am effektivsten den kulturpädagogischen Zielen der Dichtergruppe dienen konnte. Mit seinen Jugendübersetzungen bettete sich Voß in den weiten Horizont der Horaz- und Pindar-Aneignung ein, die die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert erfasst. Die literaturgeschichtlichen Kontexte zur Rezeption beider Autoren werden beleuchtet (Zweiter Teil, Kap. 5–6), vor allem Horaz steht aber hierbei im Mittelpunkt. Das Vorbild der Horazischen Lyrik war nämlich für die Begründung einer Theorie der deutschen Lyrik um die Jahrhundertmitte grundlegend gewesen (diese These ent-

lateinischer Texte“, in: *Studien zur Praxis der Übersetzung antiker Literatur. Geschichte – Analysen – Kritik*, hg. von Josefine Kitzbichler und Ulrike Stephan, Berlin/Boston 2016, 361–401.

¹⁵ In den letzten Jahren sind zwei grundlegende Publikationen zum Göttinger Dichterbund erschienen, auf welche ich nur selektiv eingehen konnte: Patrick Peters, *Männer aus dem Hain. Studien zur Männlichkeitskonstruktion in der Lyrik der Göttinger Hainbündler*, Essen 2014; Erika Thomalla, *Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains*, Göttingen 2018. Vor allem Thomallas äußerst wertvolle Studie zu Praktiken, Medien und Publikationsstrategien der jungen Dichter und ihrer Auswirkung auf die Gruppenbildung stellt die Hain-Forschung auf eine neue Grundlage.

nehme ich aus Ernst A. Schmidt¹⁶). Dabei erkannte man in der Horazischen Lyrik affine Züge zum Konzept der „hertzrührenden Schreibart“¹⁷ der schweizerischen Sprach- und Literaturkritiker Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger, welches in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein Gegenprogramm zu Gottscheds rationalistischer Sprach- und Dichtungsauffassung dargestellt hatte (diese Thesen entnehme ich aus Frank Jolles und Stefan Elit¹⁸). Dass im Rahmen dieser Aufstellung Persönlichkeiten (wie etwa Samuel Gotthold Lange), die beim ersten Blick für die deutschsprachige Horaz-Aneinung wenig relevant erscheinen, besondere Aufmerksamkeit erfahren, ist der Absicht verpflichtet, die Rezeptionslinie zu skizzieren, die mutmaßlich zu Voß' Jugendwerk führt.

Diese rezeptionsgeschichtlichen Überlegungen sind also unerlässlich, um Voß' Jugendwerk literaturgeschichtlich einzuordnen, und leiten schließlich zur Analyse der Voßischen Übersetzungsproben über. Für den Bereich der Horazischen Lyrik wird die Übersetzung des *carmen* I 31 *Quid dedicatum poscit Apollinem* mikrotextuell analysiert und mit zwei zeitgenössischen Übersetzungen (von Karl Wilhelm Ramler und Christian Friedrich Karl Herzlieb) samt der eigenen späteren Fassung Voß' (*Des Quintus Horatius Flaccus Werke*, 1806) verglichen (Zweiter Teil, Kap. 7). Die Charakteristika, die sich daraus für die Beschreibung der Voßischen Übersetzungsmethodik ableiten lassen, werden dann einzeln kommentiert und durch den Vergleich mit Beispielen aus weiteren Horaz-Übersetzungen des jungen Dichters erweitert (Zweiter Teil, Kap. 8). Unter Voß' Pindar-Übersetzungen sind nur zwei Proben erhalten, die vierte *Olympie* (welche zu Voß' Lebenszeit nicht veröffentlicht wurde)¹⁹ und die erste *Pythie* (1777 im *Deutschen Museum* erschienen). Die gedrängte Linearität der *Olympie* eignet sich für einen umfassenden Übersetzungsvergleich, so wird sie mit den Fassungen von Chris-

¹⁶ Vgl. Ernst A. Schmidt, „Horaz und die Erneuerung der deutschen Lyrik im 18. Jahrhundert“, in: *Zeitgenosse Horaz. Der Dichter und seine Leser seit zwei Jahrtausenden*, hg. v. Helmut Krasse und Ernst A. Schmidt, Tübingen 1996, 255–310, insbesondere S. 256.

¹⁷ Johann Jakob Breitinger, *Critische Dichtkunst*, 2 Bde., Zürich 1840 (repr. Hildesheim, New York, 1971); der „hertzrührenden Schreibart“ wird ein eigenes Kapitel im zweiten Band gewidmet, 352–398.

¹⁸ Vgl. Jolles, Frank, „Nachwort“ zu: Samuel Gottlob Lange, *Horatizische Oden und eine Auswahl aus Des Quintus Horatius Flaccus Oden, Fünf Bücher (übersetzt von Samuel Gotthold Lange)*. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1747 und 1752, Stuttgart 1971, 3–35. Stefan Elit, „Übersetzen als internationaler Dichterwettstreit. Klopstocks Übersetzung Horazischer Oden als doppelter poetischer Überbietungsversuch“, in: *Tradita et Inventa. Beiträge zur Rezeption der Antike*, hg. von Manuel Baumbach, Heidelberg 2000, 281–295; ders. *Die beste aller möglichen Sprachen der Poesie: Klopstocks wettstreitende Übersetzungen lateinischer und griechischer Literatur*, St. Augustin, 2002, insbes. S. 97 f.

¹⁹ Diese Übersetzung wurde erstmalig von Ernst Metelmann ediert (in: *Zur Geschichte des Göttinger Dichterbundes 1772–1774. Faksimile-Neudruck einer Quellenpublikation aus der Zeitschrift „Euphorion“* 33 [1932], Stuttgart 1965, 357, Anm. 20) und dann von Alfred Kelletat in seiner Reclam-Sammlung der Werke des Göttinger Hainbundes neugedruckt (*Der Göttinger Hain. Hölty–Miller–Stolberg–Voß*, Stuttgart 1967, 264 f.). Im entsprechenden Kapitel drucke ich die Übersetzung nach der Transkription von Herrn Dr. Frank Baudach, der den Text von Metelmann an zwei Stellen korrigiert, s. unten S. 215.

tian Tobias Damm, Friedrich Gedike und Johann Gottfried Herder aus den 1770er Jahren verglichen, gelegentlich ebenfalls mit den älteren Proben von Johann Christoph Gottsched und Johann Jacob Steinbrüchel (Zweiter Teil, Kap. 9.1). Die Synopse der Texte veranschaulicht die rege, geradezu langwierige Übersetzungsarbeit an Pindar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die erste *Pythie* wird wiederum mit ihrer unveröffentlichten Vorfassung verglichen, die aus dem Kontext des *Göttinger Hains* stammt, und unter dem besonderen Gesichtspunkt der Klopstock-Nachfolge untersucht (Zweiter Teil, Kap. 9.2).²⁰

Es sei noch abschließend zum Begriff „Original“, der im Laufe der vorliegenden Untersuchung häufig verwendet wird, eine Präzisierung angeführt. Die Bezeichnung ist vor dem kulturwissenschaftlichen Hintergrund der modernen Übersetzungsforschung zweifelsohne irreführend und suggeriert die Zurückstellung der Übersetzerinnen und Übersetzer hinter einer mystifizierten Vorlage; im Falle des Voßischen Übersetzungswerks ist diese absichtlich gewählt, um das zum Ausdruck zu bringen, was Voß mit antiker Literatur verknüpfte: eine überzeitliche Norm, deren Nachahmung für die Erhebung und Stärkung der eigenen Literatur unausweichlich ist.

Anhand dieser kursorischen Anmerkungen dürfte deutlich geworden sein, dass der Fokus der vorliegenden Arbeit auf der Rekonstruktion der Genese der Voßischen Übersetzungssprache und -konzeption liegt.²¹ Voß' Jugendwerk wird dabei als grundlegende Vorstufe zu seinen späteren bahnbrechenden Übersetzungen und, darüber hinaus, als wichtiges Kapitel der deutschen Übersetzungspraxis antiker Literatur betrachtet. Die Übersetzungskultur im ausgehenden 18. Jahrhundert in ihrem vielfältigen Verhältnis zu den zeitgenössischen sprach- und literaturtheoretischen Studien hat in den letzten Jahrzehnten große Aufmerksamkeit erfahren; die vorliegende Voß-Untersuchung bettet sich in diese Tradition ein, von welcher sie verschiedentlich profitiert, und möchte einen Beitrag zur Erfassung der Antike-Transformation vor dem hermeneutischen Paradigmenwechsel um 1800 liefern.

20 Diese Abteilung des Pindar-Kapitels basiert auf Ergebnissen, welche ich in früheren Publikationen bereits dargelegt habe, s. vor allem Fantino (2007): Hierbei untersuchte ich am Beispiel der ersten *Pythie* Voß' Pindar- und Klopstock-Rezeption. Diese Studie ist im deutschen Bibliotheksweisen schwer zugänglich, weswegen ich im entsprechenden Abschnitt darüber ausführlich referieren werde. In Fantino (2015) gehe ich ebenfalls auf Voß' Übersetzung der ersten *Pythie* ein.

21 Eine Zusammenfassung ihrer Ergebnisse findet sich in Fantino (2015).

**Teil 1: Das Übersetzungswerk von Johann Heinrich
Voß: literaturgeschichtliche
Kontextualisierung und methodische
Vorbemerkung**

1 Die Homer-Übersetzung von Johann Heinrich Voß: ein exemplarischer Fall von Transformation der Antike

„Luther, Voß, Hölderlin, George haben die Grenzen des Deutschen erweitert“,²² so Walter Benjamin in seinem berühmten Aufsatz *Die Aufgabe des Übersetzers*. Die Gleichstellung der vier Autoren, welche jeweils unterschiedliche Übersetzungskonzeptionen und -epochen vertreten, basiert in Benjamins Vorstellung auf der sprachschöpferischen Wirkungskraft ihrer Übersetzungsleistungen. Wenn man hierbei das Verhältnis Luther – Voß besonders berücksichtigt, wäre man geneigt, folgenden Vergleich zu ziehen: Luthers *Bibel* bedeutete den entscheidenden Schritt zur Fixierung der neuhochdeutschen Schriftsprache und somit zur (nicht nur konfessionellen) Distanzierung von Roms Ägide.²³ Voß überschritt die geltenden Sprachnormen Gottschedscher (und dann Adelungscher) Prägung und trug mit seiner Homer-Übersetzung zur Prägung einer an klassizistischen Vorstellungen orientierten Formsprache bei. Der Vergleich der Lutherschen Bibel-Übersetzung mit dem Voßischen Homer, welcher bereits in der älteren Literaturgeschichtsschreibung vereinzelt aufkommt,²⁴ mag überspitzt klingen, zweifelsohne ist aber beiden Übersetzern, wie sich im Laufe der vorliegenden Studie herausstellen wird, ein stark ausgeprägtes Sendungsbewusstsein gemeinsam. Wichtig an dieser Stelle ist zudem, auf einen zentralen Aspekt des Lutherschen Übersetzungswerks hinzuweisen, der die gesamte Entwicklung der folgenden Übersetzungsdiskussion im deutschsprachigen Raum und somit auch Voß' eigene Übersetzungskonzeption beeinflusst hat: Luthers *Bibel* und die von ihm im *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) oder in den *Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens* (1531–33) entworfenen Fragen²⁵

22 Benjamin, *Die Aufgabe des Übersetzers* (1955), in: Störig (1963), 183.

23 Vgl. Berman (1984), 43–60; Apel/Kopetzki (2003), 71f.

24 „Es gibt außer Luther's Bibel in keiner Sprache und Literatur ein Uebersetzungswerk, das mit diesem [i. e. Voß' Homer] zu vergleichen wäre; es gibt in der unsern kein Werk, das einen solchen poetischen Sprachschatz geöffnet hätte“, so äußert sich etwa Georg Gottfried Gervinus über den Voßischen Homer in seiner *Geschichte der deutschen Dichtung* ([1853], 52). Hinweis auf diese Stelle gibt Häntzschel ([1983], 53), der zu Beginn seiner Abhandlung die Zwiespältigkeit thematisiert, welche die Aufnahme des Voßischen Werkes erfahren hat: Wenn zum einen in der Voß-Rezeption die sprachschöpferische Leistung der Homer-Übersetzung immer wieder betont wird (wie das Beispiel von Gervinus belegt), ist zum anderen der Vorwurf der Pedanterie ebenfalls topisch (als Beispiel hierfür führt Häntzschel den der deutschen Romantik zugehörige Lyriker und Schriftsteller Joseph von Eichendorff an, der Voß als „Großmeister des weitverzweigten Philisterordens deutscher Zunge“ gebrandmarkt hatte, vgl. Eichendorff, *Geschichte der poetischen Literatur in Deutschland* [1857], 244).

25 Im *Sendbrief* werden Stellen aus der *Bibel* angeführt, in denen das Recht einer gut verständlichen deutschen Sprache auf Kosten einer allzu treuen Wörtlichkeit von Luther geltend gemacht wird („Denn man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie

stellen den Anfang einer Tradition dar, in welcher der Übersetzungsakt selbst zum konstituierenden Moment der deutschen kulturellen Identität wird.²⁶ Eine konsequente, kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Übersetzungsproblematik erfolgt nach Luther jedoch erst wieder im Verlauf des 18. Jahrhunderts, vor allem im Zusammenhang mit antiker Literatur: In einem komplexen Aneignungsprozess fremder literarischer Formen wird dabei die Erörterung übersetzungstheoretischer Fragen zu einer bisher unbekannten Breite gebracht. Die Diskussion um das Übersetzen um 1800 in ihrer Verdichtung von poetologischen, sprachphilosophischen, sprachgeschichtlichen und literarischen Aspekten bettet sich in das Konzept einer *Weltliteratur* ein, „die die Grenzen überschreitet, Austausch ermöglicht, vermittelt, dabei nicht auf Belletristisches beschränkt bleibt, kritische und erläuternde Schriften miteinbegreift, übersetzt und zum Übersetzen anregt“.²⁷ All dies lässt sich aber rückblickend auf Luther' Übersetzungsprojekt zurückführen: Die Dimension der Übersetzung als „fondation“²⁸, als *Gründung* der eigenen Sprache und Literatur, wird in der übersetzungstheoretischen Diskussion des 18. und des 19. Jahrhunderts immer wieder neu entdeckt und vom jeweiligen übersetzungstheoretischen Blickwinkel interpretiert.

die Esel tun [i. e. die „Papisten“], sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet“, in: Luther, *Sendbrief* [1530], 21). Die Achtung vor der Autorität des Originaltextes wird aber von Luther ebenfalls ausführlich thematisiert: „Doch hab ich wiederum nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großer Sorgfalt samt meinen Gehilfen darauf gesehen, so daß, wo es etwa darauf ankam, da hab ich's nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon abgewichen; wie Johannes 6 (27), wo Christus spricht: ‚Diesen hat Gott der Vater versiegelt‘. Da wäre wohl besser Deutsch gewesen: Diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder, diesen meint Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache Abbruch tun, denn von dem Wort weichen“ (*ibid.* 25). Apel bemerkt, dass es sich dabei um eine Doppelargumentation handelt: „Das gute und klare Deutsch ist nämlich als Zielvorstellung kein Selbstzweck, sondern wird jeweils auch als Rechtfertigung eines erneuerten Verhältnisses zu den Glaubensinhalten gegen die ‚Papisten‘ ins Feld geführt [...], andersherum aber wird für die sprachliche Neuerung, für Verfremdungseffekte, das Wort des Urtextes in seiner Autorität als Rechtfertigung geltend gemacht“ (Apel/Kopetzki [2003], 72). Dieses Verhältnis wird auch für die Übersetzung profaner Texte relevant sein.

26 „Cette traduction [...] a marqué le début d'une tradition dans laquelle l'acte de traduire est désormais – et jusqu'à aujourd'hui – considéré comme une partie intégrante de l'existence culturelle et, plus encore, comme un moment constitutif de la germanité, de la *Deutschheit*“ (Berman [1984], 25 f.).

27 Tgahrt (1982), 415 f. (im Ausstellungsband *Weltliteratur. Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes*). Zu Goethes Begriff der „Weltliteratur“ vgl. auch Koch (2002).

28 Berman (1984), 43 (aus dem Titel des Kapitels „Luther ou La traduction comme fondation, 43–60).

1.1 Übersetzungstheoretische Kontexte vor Voß

Zwischen Luthers *Bibel*-Übersetzung und dem Voßischen Homer liegen mehr als zwei Jahrhunderte, in welchen die übersetzerische Auseinandersetzung mit antiken Texten zwar an Bedeutung gewinnt (u. a. auch wegen des Rückgangs des Lateinischen als Bildungssprache), aber noch nicht von einer zusammenhängenden theoretischen Reflexion begleitet wird.²⁹ Zu Beginn des 17. Jahrhunderts schrieb etwa Martin Opitz dem Übersetzen eine wichtige Funktion für die *Bildung* der deutschen Sprache zu, betrachtete es aber weiterhin – im Zeichen der Renaissance – als eine Spezialform der *imitatio*.³⁰ Auch noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind keine relevanten übersetzungstheoretischen Schriften zu verzeichnen, im Zuge der kosmopolitischen Weltanschauung der Aufklärung macht sich jedoch ein Umschwung bemerkbar. Die Übersetzungstätigkeit stieg nämlich rasant, ebenfalls die Bereitschaft, über Übersetzungsprobleme eingehend zu referieren, wenngleich auch nur am Rande von Normpoetiken. Die aufklärerischen Gelehrten – an ihrer Spitze der sächsische Dramenautor, Literatur- und Sprachtheoretiker Johann Christoph Gottsched – erkannten zwar noch nicht den literarischen Wert der Übersetzung an,

²⁹ Dieses Teilkapitel versteht sich als Skizze der wichtigsten übersetzungstheoretischen Positionen vor Voß. Da die entsprechende Übersetzungsepoche in den letzten Jahrzehnten gut erforscht worden ist, beziehe ich mich hierbei verschiedentlich auf bereits vorliegendes Material, vor allem aber auf die Studien von Apel (1982), Berman (1984) und Apel/Kopetzki (2003). In Fantino (2012) durfte ich bereits einzelne Aspekte dieses Themenkomplexes ausarbeiten.

Aus der vorliegenden Darstellung klammere ich die Frühe Neuzeit (bis in die vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts) aus, weil ich den Fokus auf das theoretische und poetologische Umfeld richten will, von welchem Voß für sein Übersetzungswerk ausgegangen ist. Dass aus der frühneuzeitlichen Übersetzungstätigkeit grundlegende Impulse für die Bildung einer deutschen Literatursprache hervorgingen, beweisen neben Luther die Werke von Paul Rebhun, Wolfgang Ratichius oder Martin Opitz. Für die Untersuchung der Übersetzungskultur und -praxis in der Frühen Neuzeit verweise ich aber ausdrücklich auf: Worstbrock ([1970] zur Übersetzung der Antike im deutschen Humanismus); Bertelsmeier-Kierst ([2014], zum Marburger Repertorium *Übersetzungsliteratur im deutschen Frühhumanismus*); Toepfer ([2009], zur Homer-Rezeption in der Frühen Neuzeit); Wesche 2004 (zur Übertragung des lateinischen, niederländischen und romanischen Formbestandes in die deutsche Literatur der Barockzeit); Toepfer et al. (2017) und Toepfer et al. (2021) – diese Bände gehen jeweils auf die Tätigkeit des von Regina Toepfer geleiteten DFG-Netzwerks *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1480–1620)* und des ebenfalls unter der Leitung von Toepfer laufenden DFG-Schwerpunktprogramms 2130 *Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit* zurück. Eine Untersuchung von Renaissance und Humanismus als Übersetzungsepoche hat außerdem der Translatologe Hans J. Vermeer in einem zweibändigen Werk dargelegt (vgl. Vermeer [2000]).

³⁰ So Opitz: „eine guete art der ubung [...] ist, das wir uns zuweilen auß den Griechischen und Lateinischen Poeten etwas zue übersetzen vornehmen: dadurch die eigenschafft und glantz der wörter / die menge der figuren / und das vermögen auch dergleichen zu erfinden zue wege gebracht wird“ (Opitz, *Buch von der deutschen Poeterey* [1624], 54). Vgl. zu Opitz' *imitatio*-Poetik im Zusammenhang mit Übersetzungen Zymner (2002); zu Opitz' „translatologischem Übersetzungsverständnis“ vgl. Wesche (2017).

schrrieben ihr jedoch eine große Bedeutung als erzieherisches Mittel zu.³¹ Die Absicht, das Ansehen des Deutschen als Bildungssprache international zu steigern, ging einher, „mit dem Versuch, einer Reform der Rede- und Denkkultur des Bürgertums durch Bereitstellung paradigmatischer Texte zuzuarbeiten, an denen Geschmack und Verstand sich schulen könnten“.³² Dies schlug sich in einer Reihe von ‚freien‘, zuweilen mit stark bearbeitenden Eingriffen versehenen Übersetzungen nach dem Modell der *belle infidèle*³³ nieder, die auf den von Gottsched geförderten „guten Geschmack“ zielten („Fragt man, wie man einen jungen Menschen zum guten Geschmacke in der Poesie bringen könne? So gebe ich diese Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf lauter Poeten von gutem Geschmacke zu lesen“³⁴). Gottsched war selbst als Übersetzer tätig.³⁵ Unter seinem Namen finden sich vor allem Übersetzungen aus dem Französischen und aus dem Englischen (Batteaux, Fénelon, Racine, Leibniz, Addison, Dryden). Trotz seines übersetzerischen Fleißes äußerte sich Gottsched zum Übersetzen nicht substantiell bzw. viel eher aus einem rhetorischen Interesse heraus (so empfahl er, zum Übersetzen „diejenige Scribenten aus einem Volke zu seiner Uebung [zu] erwählen, die durchgehends für die besten gehalten werden“³⁶). Die bedeutsamsten Aussagen zur Übersetzungsproblematik innerhalb des Gottsched-Kreises stammen bekanntlich aus Georg Venzkys *Bild eines geschickten Übersetzers* (1734), in den *Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* veröffentlicht, dem Publikationsorgan der Gottschedianer (Venzky wird also im Folgenden als Sprachrohr des Leipziger Kreises angeführt). Im Wesentlichen lässt sich der Kern Gottschedscher Übersetzungstheorie auf die rationalistische Sprachauffassung Leibniz-

31 Zu übersetzungstheoretischen Ansätzen innerhalb des Kreises um Gottsched vgl. Schroeter (1882), 21–32, 38–46; Fränzel (1914), 25–57; Fuchs (1936); Dahinten (1956), 5–19; Huber (1968), 6–32; Senger (1971), 33–63; Häntzschel (1977), 16f.; Apel (1982), bes. 36–39; Apel/Kopetzki (2003), 73–75, 107–109; Münzberg (2003), 17–22, 278–282; Frank (2015), 168–172, 174–177; Thesz (2017), 21–35.

32 Sier (2002), 98.

33 Der Begriff der *belle infidèle* wird normalerweise auf den Philologen und Historiker Gilles Ménage zurückgeführt, der bei der Lektüre einer Lukian-Übersetzung seines Freundes Nicolas Perrot d'Ablancourt an eine schöne, jedoch untreue ehemalige Geliebte zurückdenken musste, vgl. Albrecht (1998), 76–83; Albrecht/Plack (2018), 121–132. Vgl. auch Zuber (1968); Schneiders (1995), 10–15; Graeber (2007), 1520–1531. Im Rahmen der berühmten Behandlung der „dreierlei Arten Übersetzungen“ in *Noten und Abhandlung zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans* (1819) klassifiziert Goethe diese französische Art der Übersetzung (zu welcher er auch Wielands Übersetzungen zuordnet) als „parodistisch“; daraufhin bemerkt er auch: „Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen ist“ (Goethe, *Noten zum Divan* [1819], hier zitiert nach: Störig [1963], 36).

34 Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst* (1751), 125.

35 Vgl. auch die umfassende Auflistung der Übersetzungen Gottscheds (und seiner Frau) in: Huber (1968), 124f.

36 Gottsched, *Ausführliche Redekunst* (1759), 415.

scher und Wolffscher Prägung³⁷ zurückführen, welche die grundsätzliche Übersetzbarkeit jeder Sprache annahm: Die Austauschbarkeit der Wörter, Zeichen für universelle Bedeutungen, ließ wiederum die Übersetzung als eine vollkommen lösbare Aufgabe erscheinen.³⁸ Dies spiegelt sich in Venzkys viel zitierten Übersetzungsdefinition wider:

Uebersetzungen sind [...] Schriften, welche eine Sache oder gelehrte Arbeit in einer andern und gewisser massen bekanntern Sprache, als in welcher sie anfänglich von ihrem Verfasser geschrieben worden, zu dem Ende erzählen, daß so wohl Unwissende, als auch in der Grundsprache einer Schrift Ungeübte eben die Sachen in einer ihnen bekanntern Sprache mit größerem Nutzen und Vergnügen lesen können. Personen, die nützliche Schriften in andere Sprachen einkleiden, werden also Uebersetzer genennet.³⁹

Das Prinzip der Konvertierbarkeit der Wörter wird hierbei durch die auch im späteren Verlauf der deutschen Übersetzungsgeschichte äußerst wirksame Metapher des UMLEIDENS zum Ausdruck gebracht:⁴⁰ Das zielsprachige Gewand soll „eine angenehme und leichtfließende Schreibart“⁴¹ erhalten, nach der gängigen aufklärerischen Devise des *prodesse et delectare*. In diesem Sinne soll das Hauptanliegen des Übersetzers auf der Treue zum Inhalt des Originals und auf der Anpassung der Übersetzungssprache an den aktuellen Stand des Deutschen liegen. Wenn die Übersetzung

37 „Es ist aber bey dem Gebrauch der Sprache, auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seyn, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meynung Andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selber zu helfen [...]. Daher braucht man oft die Worte als Ziffern, oder als Rechen–Pfennige, anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man Stufenweise zum Facit schreitet und bey dem Vernunft–Schluß zur Sache selbst gelangt“, so 1732 Gottfried Wilhelm Leibniz in den von Gottsched herausgegebenen *Beyträgen* (Zitat entnommen aus: Drewing (1999), 38, Anm. 102).

38 Die nach dem 2. Weltkrieg entstandene Forschung um die maschinelle Übersetzung weist – zwei Jahrhunderte danach – erstaunliche Konvergenzen zum Übersetzungskonzept rationalistischer Prägung mit seiner Annahme einer symmetrischen Konvergenz zwischen den Sprachen und der Universalität der Gedanken auf. Der Optimismus der linguistisch geprägten Übersetzungsforschung der 1950er und 1960er Jahre zeigt sich etwa auch in den Aussagen des französischen Strukturalisten Georg Mounin: „Die linguistische Analyse hat [...] den so geschmähten Begriff der Treue in der literarischen Übersetzung wieder zu Ehre gebracht. Heute bedeutet übersetzen nicht nur, den strukturalen oder linguistischen Sinn des Textes, also seinen lexikalischen und syntaktischen Inhalt respektieren, sondern den gesamten Sinn der Mitteilung mit dem Milieu, dem Jahrhundert, der Kultur und, falls notwendig, der vielleicht völlig anderen Zivilisation, der er entstammt. Die Linguistische Analyse gestattet uns heute auch, alle Probleme zu lösen, die sich aus dieser gänzlich neuen und überaus anspruchsvollen Definition der Originaltreue einer Übersetzung ergeben“ (Mounin [1967], 121); vgl. hierfür auch Apel (1982), 12–16 und 239, Anm. 5.

39 Venzky, *Bild eines geschickten Übersetzers* [1734], 63.

40 Vgl. beispielsweise den Gebrauch der Metapher bei Wilamowitz–Moellendorff, s. hierfür Kitzbichler/Lubitz/Mindt (2009a), 201 f. Zur Gewandsmetaphorik in der Übersetzungsgeschichte antiker Literatur s. Kitzbichler (2013).

41 Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst* (1751), 6.

den Verstand einer ursprünglichen Schrift deutlich und vollständig ausgedrückt: So ist sie so gut, als das Original selbst. Hat man dabey eine verdrüßliche, dunkele oder verworrene Schreibart in eine angenehmere und deutlichere verwandelt; dunkele Wörter durch deutlichere, nachdrücklichere und geschicktere verwechselt: So übertrifft sie das Original selbst, und kann so viel Nutzen schaffen, als eine weitläufigere Umschreibung oder ausführlichere Erklärung, zumal wenn kurzgefaßte und gründliche Anmerkung angehängt werden.⁴²

So bestanden auch Gottscheds Forderungen an den Übersetzer hauptsächlich darin

nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man übersetzt, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verstand bey sich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: so lassen sie sich doch in einer andern Sprache so genau nicht geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte.⁴³

Bei der Wiedergabe von besonders schwierigen sprachstilistischen Merkmalen der Ausgangssprache sollte der Übersetzer Rücksicht auf den deutschen Leser nehmen und zur Not den Ausgangstext in der Übersetzung ergänzen, verkürzen oder gar verbessern; auf jeden Fall soll er sich vorm „[N]achaffen“⁴⁴ hüten. Die transponierende⁴⁵ Orientierung dieser Übersetzungsmethode schloss metrische Aspekte mit ein: Antike Versmaße etwa durften durch zeitübliche Metren (Blankverse, gereimte Strophen, französische Alexandriner) ‚ersetzt‘ oder gar in Prosa aufgelöst werden.⁴⁶ Der Übersetzer hatte somit das Recht, nach Häntzschels Formulierung, „das fremde Original bruchlos in die deutsche Sprache zu überführen“.⁴⁷

⁴² Venzky, *Bild eines geschickten Übersetzers* (1734), 64.

⁴³ Gottsched, *Ausführliche Redekunst* (1759), 416.

⁴⁴ Gottsched, *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst* (1762), 18.

⁴⁵ Die traditionelle Dichotomie ‚treue‘ vs. ‚freie‘ Übersetzung – die ihre erste Formulierung in Hieronymus' Gegenüberstellung *verbum e verbo* versus *sensus de sensu* fand (vgl. *Brief an Pammachius*, in: Störig [1963], 1–13) – prägte die Übersetzungsdiskussion bis ins 20. Jahrhundert hinein; vgl. hierzu Kitzbichler (2007). Selbst in neusten Übersetzungsstudien ist dieses Gegensatzpaar besonders wirksam, im Folgenden einige Beispiele: *illusionistisch / antiillusionistisch* (Jiří Levý), *verres colorés / verres transparents* (Georges Mounin), *transferierend / adaptierend* (Werner Koller), *overt / covert* (Juliane House), *Textübersetzung / Umfeldübersetzung* (Michael Schreiber). In der klassischen Philologie ist diese dichotomische Formulierung etwa in Wolfgang Schadewaldts Gegenüberstellung „dokumentarisch“ vs. „transponierend“ belegt (auf diese Begriffe legte er sich fest, in: Schadewaldt, *Das Problem der Übersetzung antiker Dichtung* [1963]; zu Schadewaldts Übersetzungskonzept vgl. die Ausführungen von Nina Mindt in Kitzbichler/Lubitz/ Mindt [2009a], 277–297).

⁴⁶ Gottsched stellte seiner Reimübersetzung der *Ars poetica* zu Beginn der zweiten Auflage der *Critischen Dichtkunst* einen „Vorbericht“ voran, in dem der Primat der sprachlichen „Richtigkeit“ offengelegt wird: „Ich wollte den Horaz gern so übersetzen, daß man ihn ohne Anstoß, und wo möglich mit Vergnügen in unsrer Sprache lesen könnte. Diesen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich keinen Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unsrer deutschen Wortfügung, nebst der Richtigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu setzen“ (Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst* [1751], 6). Zu Gottscheds Äußerungen zu seiner Übersetzung der *Ars poetica* vgl. Thesz (2017), 21 f.

⁴⁷ Häntzschel (1977), 17.

Ansätze eines allmählichen Verständnisses für die Geschichtlichkeit von Sprache und Dichtung sind bei den Züricher Sprach- und Literaturtheoretikern Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger wiederum schon bemerkbar.⁴⁸ Der Ausgangspunkt ist ebenfalls ein rationalistischer:⁴⁹ Von einem Übersetzer wird gefordert, dass er den Originaltext „in eben solcher Ordnung, Verbindung, Zusammenhange, und mit gleich so starckem Nachdrucke, mit andern gleichgültigen bey einem Volck angenommenen, gebräuchlichen und bekannten Zeichen“ wiedergibt, „so daß die Vorstellung der Gedanken unter beyderley Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemüthe des Lesers mache“.⁵⁰ Wie schon bei den Gottschedianern scheint also der Übersetzungsvorgang aus der Transposition eines gleichwertigen („gleichgültigen“) Zeichens in die Zielsprache zu bestehen; neu ist aber bei den Schweizern die Forderung nach dem gleichen „Eindruck“ auf das „Gemüthe“ des Lesers. Hierdurch verlagerte sich das Treuekonzept von der Begriffsähnlichkeit zur Wirkungsähnlichkeit bzw. – in moderner Terminologie – zur *Wirkungsäquivalenz*, in welche Formfragen miteinbezogen werden.⁵¹ Die ‘identische’ Wirkung soll aber nicht mehr durch den Einsatz von als äquivalent empfundenen nationalen Mitteln erreicht werden, sondern durch die Wiedergabe der spezifischen Merkmale des Ausgangstextes in der Zielsprache. Im Gegensatz zu Gottsched – und noch vor Hamann und Herder – erkannten nämlich die Züricher Literaturkritiker die historische Individualität der einzelnen Sprachen: Dieses „verschiedene Merckmahl der Sprachen“ rührt zum einem „von dem Gebrauche, der wegen und nach der verschiedenen Lebensart und den eigenen Gewohnheiten der Völcker in einer jeden Sprache gewisse figürliche Ausdrückungen vor andern eingeführet und gleichsam eingeweihet hat“ her, zum anderen von „der verschiedenen Gemü-

48 Zur Übersetzungskonzeption von Bodmer und Breitinger vgl. Dahinten (1956), 19–23; Sdun (1967), 23f.; Huber (1968), 33–45; Senger (1971), 63–75; Häntzschel (1977), 18f.; Apel (1982), 39–51; Apel/Kopetzki (2003), 75–77; Frank (2015), 168–174, 176–181.

49 Bezeichnenderweise fängt Frank seine Darstellung der übersetzungstheoretischen Ansätze im 18. Jahrhundert mit Breitinger an und nicht – wie üblich – mit Gottsched; dies, um dem Leser deutlich zu machen, „was Leipzig und Zürich trotz aller Streitereien gemeinsam haben“ (Frank [2015], 177).

50 Dieses und folgende Zitate stammen aus dem Kapitel „Von der Kunst der Uebersetzung“ im zweiten Band der *Critische Dichtkunst* (1740) von Breitinger (hier: Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* [1740], 139). Diesem Titel ist bereits ein Unterschied zu Gottscheds Übersetzungsauffassung abzulesen: Breitinger spricht vom Übersetzen als einer „Kunst“, Gottsched eher im Sinne eines Handwerks (vgl. hierzu Apel [1982], 41).

51 So etwa Sdun (1967), 23; Senger (1971), 64; zuletzt Ervas (2008), 25–28. Vgl. das Konzept der „dynamic equivalence“ von Eugene A. Nida: „Dynamic equivalence is therefore to be defined in terms of the degree to which the receptors of the message in the receptor language respond to it in substantially the same manner as the receptor in the source language“ (Nida/Taber [1982], 22–28). Zu den Schwierigkeiten, die mit diesem Konzept einhergehen, vgl. beispielweise Franziska Münzberg: „Wie [...] soll der Übersetzer, selbst wenn er wüsste, wie das AT-Publikum auf den AT reagiert hat, die Reaktionen seines eigenen Publikums voraussehen können? Da diese Reaktionen nicht allein durch den Text determiniert sein können, steht ‚Äquivalenz‘ streng genommen nicht mehr in der Macht des Übersetzers“ (Münzberg [2003], 41). Zum umstrittenen Äquivalenz-Begriff vgl. unten S. 60–68.

thes- und Gedenckens-Art ungleicher Nationen“.⁵² Redewendungen, substantivierte Infinitive und Adjektive, Ellipsen, Partizipialkonstruktionen, originale Wortstellung – laut Bodmers und Breitingers Begrifflichkeit die „Idiotismen“ des Ausgangstextes – sollen in der Übersetzung Berücksichtigung erfahren. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt werden, gilt dann die Übersetzung als „ein Conterfey“, „das desto mehr Lob verdient, je ähnlicher es ist. Darum muß ein Uebersetzer sich selber das harte Gesetze vorschreiben, [...] von der Grundschrift, weder in Ansehung der Gedancken, noch in der Form und Art derselben, abzuweichen“.⁵³ Vor diesem Hintergrund wird die unzureichende Ausgangssprachenorientierung etlicher zeitgenössischer Übersetzungen von Breitinger ausdrücklich bemängelt:

Wenn ich gewisse neuere Uebersetzungen der Deutschen [...] bey mir selbst betrachte, so muß ich zwar gestehen, daß ihre Sprache fähig ist, die Gedancken, die in fremden Sprachen vorgetragen werden, ziemlich glücklich vorzustellen; aber ich kan dabey nicht leugnen, daß nicht ihre Uebersetzungen, gegen den Originalien gehalten, überhaupt matt, seicht, und plauderhaft aussehen; weil sie in denselben alle *Idiotismos*, die in der Form der Rede bestehen, mit einer schädlichen Behutsamkeit vermeiden, so daß der Nachdruck der Grundschrift gemeinlich durch weitläufige und wortreiche Erklärungen verderbet wird: Und daher kömmt, daß man diesen Uebersetzungen weder den Charakter und die Eigenschaften der deutschen Mundart, noch der fremden Sprache, aus welcher man übersetzt, anmercken kan.⁵⁴

Das bewusste Umschreiben, gar Vermeiden der ausgangssprachlichen „Idiotismen“ bringe eine doppelte negative Folge mit sich: Hiermit entferne man sich nicht nur vom „Nachdruck der Grundschrift“, sondern schade auch der eigenen Übersetzungssprache. Die Idee, dass Übersetzungen der Bereicherung der Zielsprache dienen können, geht zwar über die Renaissance auf die Antike zurück, ist also nicht neu, bei Breitinger kommt aber die Vorstellung auf, dass das übersetzerische Verfahren verborgene stilistische Möglichkeiten der Ausgangssprache entfalten könne („Alleine eine Sprache versteht manchmal nicht alle ihre Vortheile, oder vielmehr diejenigen, so in derselben schreiben, und reden, wissen sich solcher als Nachlässigkeit oder Unbiegsamkeit nicht zu bedienen“,⁵⁵ gegen diese Haltung kann Übersetzungsarbeit wirken). Die Einstellung der schweizerischen Literaturtheoretiker zur Problematik der (im Gottsched-Kreis sonst verpönten⁵⁶) Partizipialkonstruktionen ist bereits bezeichnend für

52 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* (1740), 143 f.

53 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* (1740), 139.

54 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* (1740), 146.

55 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* (1740), 145 f.

56 Die Verwendung von Partizipien („Mittelwörter“) wird von Gottsched ausschließlich in zwei Fällen zugelassen: in adjektivischer Funktion („Die Mittelwörter werden zuvörderst im Deutschen gebraucht, wie die Beiwörter“) und in adverbialer Funktion („Wenn man das Mittelwort nach einem Zeitworte setzt, so bedeutet den Zustand oder die Beschaffenheit der Person oder Sache. Z. B. Ich fand ihn sterbend, oder mit dem Tode ringend; er kam eilend“), Gottsched, *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst* (1762), 483. Weitere Funktionen werden von Gottsched strikt abgelehnt und im Zusammenhang mit der Nachahmung antiker Sprachen kritisiert als „altväter-

diesen Gesinnungswandel: Breitinger empfahl die Wiedergabe im Deutschen von „Participial-Constructionen“ als Mittel zum „Nachdruck einer geschickten Kürtze“, zumal die deutsche Sprache „ein ziemlich bequemes Geschicke zu dergleichen Constructionen hat“⁵⁷ (frappiert zeigt sich Breitinger über „die flüchtigen Uebersetzer“, welche das Potential solcher syntaktischen Gefügen nicht erkennen). Ebenfalls riet Breitinger zur Beibehaltung der ausgangssprachlichen Inversion von Adjektiven und Substantiven in der Übersetzung. Rechtfertigung für beide Verfahren bieten mittelhochdeutsche Muster (jeweils beispielsweise: „ob joch das were, daz er den Win bas wurde gebende“; „Ein Tal von Bluomen lichgefar / Lac dabi mit stete“⁵⁸); der Rückgriff auf ältere Sprachstufen⁵⁹ wird dabei, ebenfalls erstmalig in der Übersetzungsdiskussion, zum wichtigen Mittel der ‘Revitalisierung’ von Sprache und Dichtung, die durch Übersetzungsarbeit gefördert werden soll.

Zu all diesen Ergebnissen gelangten die Schweizer zunächst durch die Auseinandersetzung mit der englischen Literatur und hierbei vor allem mit John Miltons biblischen Epos *Paradise Lost* (1667), welches von Bodmer ins Deutsche übersetzt wurde.⁶⁰ Miltons Werk, in dem die Darstellung des Übersinnlichen und Übernatürlichen einen literarischen Rahmen fand, vermittelte den Schweizern eine Auffassung von Dichtung, die sich dem rationalistischen Zugriff entzieht und die Kategorien des „Wunderbaren“, des „Neuen“, der „Einbildungskraft“⁶¹ eröffnet. Vor dem Hintergrund des „Miltonerlebnis[ses]“⁶² ist auch das Konzept der „herzrührenden Schreibart“⁶³ zu verstehen, welches erst recht ein Gegenprogramm zu Gottscheds normativer Sprach- und Dichtungsauffassung aufstellte. Unter dem Leitbegriff des „Herzrührenden“

terliche Nachahmung des Griechischen und Lateinischen, die wider den natürlichen Schwung unserer Sprache läuft“. Dementsprechend steht er der in der deutschen Dichtung aufkommenden „Sucht, Mittelwörter zu brauchen“ äußerst kritisch gegenüber (*ibid.*, jeweils 484 und 486).

57 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst*, 147. Die Nachahmung der Wortstellung und die Wiedergabe der homerischen Partizipialkonstruktionen werden zu wichtigen Merkmalen der Voßischen Übersetzungsmethode, vgl. Häntzschel (1977), 81–86, 102–108.

58 Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst*, jeweils 147 und 151.

59 „Bodmers altdeutsche Studien und Textausgaben (z. T. mit Breitinger) lassen die Schweizer früher als die Brüder Grimm als Begründer einer Nationalphilologie erscheinen, wenngleich der kritisch-historische Gesichtspunkt noch keine Rolle spielte“ (Apel [1982], 41).

60 Johann Jakob Bodmer, *Johann Miltons Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht in ungebundener Rede übersetzt*, Zürich 1732; 1742 und 1780 folgten zwei Umarbeitungen. Die Milton-Übersetzung war Anlass eines langjährigen Streites mit Gottsched, vgl. hierfür Huber (1968), 36–45; Horch/Schulz (1988); Jochen Schmidt (2004), 47–60.

61 „Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen“, in: Breitinger, *Critische Dichtkunst* (1740), 128–164.

62 Apel/Kopetzski (2003), 76.

63 Vgl. Karl Ludwig Schneider (1965), 87–110; Apel (1982), 39–51; Elit (2000b); Elit (2002), 96–99. Auf die poetologischen Auswirkungen der „herzrührenden Schreibart“ auf die Übersetzungspoetik im ausgehenden 18. Jahrhundert wird im zweiten Teil der vorliegenden Arbeit noch ausführlicher eingegangen.

erfolgte bei Bodmer und Breitinger ein Plädoyer für eine wirkungsstarke Sprache der „Leidenschaften“, welche sich „an kein grammatisches Gesetze, oder logicalische Ordnung [...] bindet“.⁶⁴ Der Kontrast zwischen „geseztere[m] Gemüthe“ und „erhitze[r] Phantasie“ markiert die Abgrenzungslinie zwischen der Gottschedschen Regelpoetik und der schweizerischen Auflockerung des Nachahmungspostulats durch Einbeziehung von Gefühlen und Phantasie. Allmählich rückt in den Vordergrund die Frage nach der Eigentümlichkeit *jeder* Sprachwendung: In ihren „Idiotismen“ unterscheiden sich Nationalsprachen voneinander, aber auch innerhalb einer einzelnen Sprache können (und müssen) verschiedene, von subjektiven „Leidenschaften“ abhängige Sprachwendungen nebeneinander koexistieren. Das stellt den chauvinistischen Glauben der Aufklärung an die Universalität der Gedanken entschieden in Frage: Der Unterschied zwischen einzelnen Nationalsprachen und ferner zwischen innersprachlichen Sprachwendungen besteht nicht mehr (oder zumindest nicht nur) darin, „was in ihnen mit Wörtern bezeichnet wird, sondern *wie* bezeichnet wird“.⁶⁵ Die Aufmerksamkeit von Bodmer und Breitinger richtet sich also allmählich auf die Vorstellung einer dialektischen Einheit zwischen Form und Inhalt – eine Dimension, die in der Übersetzungsdiskussion ab Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schleiermacher eine zentrale Rolle einnehmen wird.⁶⁶ Auch die oben angesprochene Forderung nach der Gleichheit des „Eindruck[es]“ auf das „Gemüthe“ des Übersetzungsrezipienten soll nicht als eine bloße Abbildung des Originaltextes verstanden werden: Vielmehr besteht diese Wirkung – ich stütze mich hierbei ausdrücklich auf Apel – „je in einem bestimmten Verhältnis des Lesers zum Text [...], das je nach den Umständen mit verschiedenen Mitteln realisiert werden muß“.⁶⁷

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Schweizer, wenngleich von einem rationalistischen Hintergrund ausgehend, die Funktion der Emotionalität und Individualität des Lesers in den Übersetzungsvorgang mit einbezogen – darin besteht wohl auch der markanteste Unterschied zu den übersetzungstheoretischen Ansätzen der Gottschedianer. Die Anregungen, die von Zürich hervorgingen, wurden allerdings zunächst nicht weiterentwickelt: Klopstocks bahnbrechendes dichterisches Werk lieferte zwar den Prinzipien der Schweizer eine praktische Grundlage nach,⁶⁸ die Frage nach der Entstehung der Sprache – die einen Paradigmenwechsel in der damaligen Dich-

⁶⁴ Breitinger, *Fortsetzung der Critischen Dichtkunst* (1740), 354 f.

⁶⁵ Apel (2003), 77 [Hervorh. E. F.].

⁶⁶ Zum Aspekt des Aufkommens hermeneutischer Ansätze am Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Josefine Kitzbichler in Kitzbichler/Lubitz/ Mindt (2009a), 24–26.

⁶⁷ Apel (2003), 76.

⁶⁸ Zu Klopstocks Aufnahme der „herzrührenden Schreibart“ der Schweizer vgl. v. a. Karl Ludwig Schneider (1965), bes. 87–110. Armin Paul Frank betont in diesem Zusammenhang die Nähe des Konzeptes der „hertzrührenden Schreibart“ zu englischen literaturtheoretischen Positionen aus den 1740er Jahren, vor allem zu Robert Lowths Interpretation der althebräischen Bibelpoesie (vgl. Frank [2015], 181). Dies als weiterer Beleg für den Einfluss, den die englische Literaturtheorie auf die deutsche ausübte und der auch bei der Rezeption antiker Autoren prägend sein wird.

tungs- und Übersetzungsauffassung hätte einleiten können – wurde aber noch nicht neu gestellt. Bodmer und Breitinger hielten nach wie vor grundsätzlich an der aufklärerischen Vorstellung der Universalität der Gedanken fest; auch die von ihnen empfohlene Ausgangssprachenorientierung beim Übersetzen findet keine evidente Entsprechung in Bodmers eigener Übersetzungspraxis.⁶⁹ Von den Schweizern ging jedoch ein grundlegender Impuls an die folgende Generation aus: die Aufgeschlossenheit den fremden Literaturen gegenüber bzw. die Bereitschaft, sich von ihnen zur Bereicherung (und im Endeffekt zur Erneuerung) der eigenen Sprache und Kultur leiten zu lassen.

1.1.1 Geschichtlichkeit antiker Texte und Übersetzung

In den folgenden Jahrzehnten verblasste das Interesse für Übersetzungsfragen keineswegs, jedoch lässt sich weder bei Lessing (trotz reger Teilnahme an der Diskussion über zeitgenössische Übersetzungen in den *Literaturbriefen*)⁷⁰ noch bei Christoph Martin Wieland (trotz beachtlichen übersetzerischen Engagements, vgl. z. B. seine Shakespeare- und Horaz-Übersetzungen)⁷¹ ein entscheidender Bei-

69 Im Zusammenhang mit der Milton-Übersetzung bemerkt Apel jedoch: „Trotz der Inkonssequenzen im Übersetzungsverfahren [...] ist es vor allem die Einläßlichkeit auf die Bilder des Originals, die bewirkt, daß für die Zeit Unerhörtes bei der Übersetzung herauskommt. Hier beginnt eine Tradition der deutschen Literaturgeschichte, in der auf dem Umweg über das ältere, fremde Werk neue Formen zur sinnlichen Anschauung gebracht werden“ (Apel/Kopetzki [2003], 77).

70 Sdun ([1967], 24) verweist auf Lessings zahlreiche Rezensionen in den *Briefen, die neueste Literatur betreffend* und insb. auf seine Kritik der Übersetzung des englischen Dichters Alexander Pope durch Johann Jakob Dusch. Daraus wird deutlich, dass Lessings Übersetzungskritik kaum über das Prinzip der sinngemäßen Richtigkeit hinausging; Formfragen spielten aber bei ihm bereits eine große Rolle bei der Bewertung von Übersetzungen (so stellte er etwa in Frage die Entscheidung, Pope in Prosa zu übersetzen). Sdun räumt ebenfalls ein: „Der Grund [...], warum man Lessings Auffassung vom Problem des Übersetzens nicht wirklich erfährt [...] dürfte darin liegen, daß es diesem genialen Kritiker am geeigneten Objekt, an der großen Dichtung, von einem bedeutenden Übersetzer übertragen, gefehlt hat“ (*ibid.*) Zu Lessings Beitrag zur Übersetzungsdiskussion im 18. Jahrhundert vgl. ferner Drewing (1999), 41–43; Apel (2003), 78 f.

71 *Shakespear Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland*, Zürich bey Orell Geßner, und Comp., 1762/1766. *Horazens Briefe aus dem Lateinischen uebersetzt und mit historischen Einleitungen versehen* von C. M. Wieland, 2 Bde., Dessau 1782. *Horazens Satyren aus dem Lateinischen uebersetzt und mit Einleitungen und erlaeuternden Anmerkungen versehen* von C. M. Wieland, 2 Bde., Leipzig 1786. Auch Aristophanes' *Acharner* (1798), Lukian (1788/89) und Cicero (1802–1821, vollendet von Friedrich David Gräter) gehören zu Wielands Übersetzungswerk. „Wieland ist nicht der große Theoretiker, sondern der große Praktiker der Übersetzung“, so Dahinten (1956), 33. Wieland strebte zwar eine grundsätzliche Nähe zum Ausgangstext an, hielt doch die Übertragung des 'Geistes' des Originaltextes für das wichtigste Übersetzungsgebot. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde Wielands Übersetzungspraxis in ihrer Zielsprachenorientierung als zu großzügig dem deutschen Leser gegenüber empfunden; dazu trugen auch Goethes Charakterisierungen in *Zu brüder-*

trag zum übersetzungstheoretischen Diskurs feststellen. Die Anregung zur Aufnahme der geschichtlichen Dynamik von Sprache und Dichtung, die von Bodmer und Breitinger ausgegangen war, nahm erst Johann Gottfried Herder konsequent auf. Vor ihm hatte bereits Johann Georg Hamann die Frage nach dem Ursprung der Sprache neu aufgeworfen und diesen im Mystischen erkannt. Laut Hamann seien die sprachschöpferischen Fähigkeiten der Menschen eine Voraussetzung ihres Daseins, ihrer Vernunft und ihrer Religion, weswegen sie vor dem Menschensein selbst entstanden sein sollen, als Abbild der Sprache Gottes. In dieser Perspektive seien menschliche Reden bereits Übersetzungen: „Reden ist übersetzen – aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt, Gedanken in Worte, – Sachen in Namen, – Bilder in Zeichen“. In Anlehnung an Cervantes' Metapher ist „[d]iese Art der Übersetzung [...] mehr, als irgend eine andere“ vergleichbar „mit der verkehrten Seite von Tapeten“.⁷² Hamanns „Theologie der Sprache“⁷³ und sein „Genie“-Bild⁷⁴, welches sich gegen die Normen der „Vernunft“ stellte, sind in vorliegendem Zusammenhang vor allem deswegen erwähnenswert, weil dadurch eine noch radikalere Gegenposition zu Gottsched, als es bei Bodmer und Breitinger der Fall war, und ein Anlehnungspunkt für die *Stürmer und Dränger* der folgenden Generation geschaffen wurde.

Im Gegensatz zu Hamann behauptete Johann Gottfried Herder in der Preisschrift *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1770) Weltimmanenz und Geschichtlichkeit von Sprachentstehung:⁷⁵ Sprache rührt von den menschlichen Versuchen her, die Eindrücke der Natur nachzuahmen. Die Sprache konstruiert die Seele in einem Prozess der Selbsterfahrung: Man denkt, weil man spricht, man formuliert sprachlich den Inhalt der eigenen inneren Welt. Dieses ‚instinktive‘ menschliche Verhalten gleicht beispielsweise der Tätigkeit der Biene:

In mehr als einer Sprache hat also auch *Wort* und *Vernunft*, *Begriff* und *Wort*, *Sprache* und *Ursache* einen Namen, und diese Synonymie enthält ihren ganzen genetischen Ursprung. Bei den Morgenländern ist der gewöhnlichste Idiotismus geworden, das *Anerkennen* einer Sache *Namengebung* zu nennen: denn im Grunde der Seele sind beide Handlungen eins. Sie nennen den Menschen das *redende* Tier und die unvernünftigen Tiere die *Stummen*. Der Ausdruck ist sinnlich charakteristisch, und das griechische ἄλογος fasst beides. Es wird sonach die Sprache ein *natürliches Organ des Verstandes*, ein solcher *Sinn der menschlichen Seele*, wie sich die Sehekräft jener sensitiven Seele der Alten das Auge und der Instinkt der Biene seine Zelle baut.⁷⁶

lichem *Andenken Wielands* (1813) und in dem Abschnitt *Übersetzungen* in den *Noten zum Divan* (1819) bei, vgl. oben Anm. 33; vgl. ferner Kitzbichler/Lubitz/Mindt (2009a), 43–45.

⁷² Hamann, *Aesthetica in Nuce* (1762), 199.

⁷³ Nach der Bezeichnung von Herde (1971).

⁷⁴ Zu Hamanns Genie-Bild vgl. Jochen Schmidt (2004), 96–119.

⁷⁵ Vgl. hierzu Neis (2003).

⁷⁶ Herder, *Über den Ursprung der Sprache* (1770), 733. Zum Kontext dieser Abhandlung vgl. Frank (2015), 189–193.

Dabei verbalisiert man die Eindrücke, die man von der äußeren Welt und den äußeren Gegebenheiten aufnimmt. Sprache entsteht also in zweiter Instanz im Wechselspiel mit dem eigenen soziohistorischen Kontext; im Umkehrschluss können sprachliche Fähigkeiten als Ausdruck des Geistes jedes *einzelnen* Volkes aufgefasst werden.

Diese Erkenntnis zog die Aufwertung der Verschiedenheit der einzelnen Sprachen und ihre Kontextualisierung im Rahmen des geschichtlichen Fortschreitens – der „unendlichen Progression“⁷⁷ – der Menschengeschichte nach sich. Vor diesem Hintergrund konnte sich der rationalistische Glauben an die Universalität der Gedanken kaum noch bewahren, womit auch der enge Rahmen Gottschedscher Prägung nun gesprengt und ein neues Verständnis für die Übersetzungsproblematik eröffnet werden konnte.⁷⁸ Gerade vor einem übersetzungstheoretischen Gesichtspunkt scheint aber die Annahme der sprachlichen Vielfalt eine *contradictio in adiecto* zu sein: Wenn sprachliche Verschiedenheit positiv bewertet wird, könnte die Übersetzungstätigkeit gar nicht mehr erwünscht und darüber hinaus objektiv unmöglich sein.⁷⁹ Obwohl das Postulat der Unübersetzbarkeit in Herders Reflexionen tatsächlich angelegt ist, nimmt das Übersetzen trotzdem eine grundlegende Funktion ein. Herder war sich des Rückstandes der deutschen Literatursprache, insbesondere im Vergleich zur englischen, bewusst (so wird es nahezu pathetisch ausgerufen: „Wie weit ist die Sprache [*i. e.* die deutsche] als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleicht? Wie weit als Werkzeug der Literatur, so fern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird – wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? [...] Wie weit um sich lesen, hören, lernen, deklamieren und singen zu lassen?“⁸⁰). Über den Weg einer grundsätzlichen *Treue* zum jeweiligen Originaltext kann die Übersetzung zur Erwei-

77 Das Konzept der *Progression* wurde später von Friedrich Schlegel für die „Universalpoesie“ beansprucht und spielte somit eine zentrale Rolle in der poetologischen Diskussion der Frühromantik; vgl. Buschmeier (2008), Briese (2012).

78 Obwohl die Besprechung der Übersetzungsproblematik ein Leitmotiv des Herderschen Werkes darstellt, sind seine Äußerungen im Einzelnen schwer zu greifen, da er sich zum Übersetzen nicht zusammenhängend äußerte, sondern fortlaufend und je nach Zusammenhang mit unterschiedlicher Gewichtung der Schwerpunkte. Zu Herders übersetzungstheoretischen Äußerungen in ihrer breiten Komplexität vgl. Sdun (1967), 25–28; Berman (1984), 61–71; Andreas F. Kelletat (1984); Apel (1982), 84–89; Apel/Kopetzki (2003), 80–82; Singer (2005), Singer (2006), Singer (2007), Singer (2012); Couturier-Heinrich (2012); Frank (2015), 189–203. Besonders möchte ich auf Andreas F. Kelletat hinweisen, der sich meines Erachtens als erster mit Herders Ideal einer „tonbewahrenden“ Übersetzung befasst hat („Ton soll, so lassen sich Herders verstreute Äußerungen zusammenfassen, all jene sinnliche Qualitäten bezeichnen, die rhythmischen Strukturen, Widerstände und akustischen Modulationen, die einem literarischen Text eine unverwechselbare Gestalt verleihen als dessen Inhalt und erweisbare (verstechnische) Form“ (Andreas F. Kelletat [1984], 50). Außerdem ist der pointierte Überblick von Armin Paul Frank über Herder als Wegbereiter einer spezifisch deutschsprachigen Übersetzungstheorie in dieser Aufstellung zu betonen (s. Frank [2015], 194–203).

79 Hierfür lehne ich mich an die Interpretation von Apel (1982), 84–89 an.

80 Herder, *Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente I*² (1768), 567.

terung der heimischen Tradition beitragen, sie kann aus dem *Fremden* neue Kräfte für das *Eigene* schöpfen:⁸¹

Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern!⁸²

Wenn einerseits Übersetzungen als Mittel zur Bereicherung wünschenswert sind, so sind anderseits (noch) nicht übersetzte Sprachen bzw. Texte unverdorben, reines Abbild des Geistes ihres Volkes, „wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischt, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebären“.⁸³ Die Versgeschlossenheit dem Fremden gegenüber bleibt eine Versuchung, die Neigung zur Aufgeschlossenheit ist aber ebenso stark,⁸⁴ denn Vielfalt wird durch Übersetzungsarbeit umso mehr ‘vervielfältigt’: Herder sieht in dem Übersetzungsvorgang die Möglichkeit – nach der gelungenen Formulierung von Apel – „an der Ausbildung von Verschiedenheit mitzuwirken“. Denn: „Keine Übersetzung sagt nun mehr dasselbe in einer anderen Sprache, sondern bringt immer ein Anderes, Verschiedenes hervor, wird zum Katalysator der Fortbildung, arbeitet für die Sprache und in der Sprache als Progression“.⁸⁵ Infolge des Interesses für die Geschichtlichkeit fremder literarischer Werke – womit von Herder zentrale Aspekte der frühromantischen Hermeneutik antizipiert werden – forderte er eine historisch gerechte Auffassung über die Eigentümlichkeit der antiken Literatur. Das wirkt sich auf die Art aus, wie man mit Originaltexten umgeht: Diese sollen nämlich über den notwendigen „Wortverstand“

⁸¹ Hierfür lehne ich mich an die Interpretation von Berman (1984), 67f. an.

⁸² Herder, *Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente III* (1767), 408f. Zu diesem Herder-Zitat bemerkt Berman treffend: „Le rapport du propre et de l'étranger est exprimé ici de façon imagée, mais dans le choix même des comparaisons, dans le ton apologétique et défensif du texte semble flotter le spectre d'une possible trahison. Prédominance de l'étranger: perte du propre. Transformation [Hervorh. E. F.] de l'étranger en pur pretext d'enrichissement du propre: trahison de l'expérience même de l'étrangeté“ (Berman [1984], 66).

⁸³ Herder, *Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente I²*, 646f.

⁸⁴ „Reste la tentation [...] d'une pure clôture sur soi, tout comme dans le Romantisme tardif se peut rencontrer la tentation de l'ineffable, de l'indicible, et [...] de l'intraduisible: *non seulement ne plus traduire, mais devenir soi-même intraduisible, telle est peut-être l'expression la plus achevée d'une langue fermée*. Tentation régressive, s'il est vrai que le rapport à l'étranger est aussi, et surtout, celui de la *différenciation*, de la *dialectique*, ou comme on voudra nommer ce mouvement de constitution de soi par l'épreuve du non-soi dont nous verrons qu'il forme l'essence même de la culture pour le Classicisme et l'Idéalisme allemands“ (Berman [1984], 67f.).

⁸⁵ Apel (1982), 87.